

Kultur & Gesellschaft



Little Richard 1985 in New York: «I'm the originator, the elevator, the rock 'n' roll inventor». Sein Ego war so gross wie der Pazifische Ozean. Foto: Getty Images

Orgiastiker ohne Vorspiel

Tod einer Rock-'n'-Roll-Ikone Little Richard beeinflusste alle Grossen, von Elvis bis Prince. Mit 87 Jahren ist der extravagante Sänger aus Georgia gestorben.

Jean-Martin Büttner

Ein Juliabend am Jazzfestival von Montreux, Sommer 1996. Im Saal delirieren 4000 Leute, auf der Bühne arbeiten zwei Tänzer, zwei Bläser, zwei Gitarristen, ein Bassspieler, ein Organist und ein Schlagzeuger. Vorne steht Little Richard im rot glitzernden Jackett am Flügel.

«Liebt ihr mich?», fragt er und hämmt seine Akkorde hin. «Ich komme aus Macon, Georgia», sagt er. «Ich bin der Grösste, ich werde dieses Jahr 64, ich bin zum ersten Mal hier, morgen in Amsterdam, aber ich liebe euch», sagt er. «Ich war der Erste, I'm the originator, the elevator, the rock 'n' roll inventor. Oh mah soul. Fühlt ihr euch alright? Habt ihr really, really a good time? Wollt ihr more? Möchtet ihr es again?»

Er spielt fast jedes Stück zweimal hintereinander, so gut gefällt es ihm. Und wir fühlen. Wir haben. Wir wollen. Wir möchten. Viele von uns hatten sich, als Enttäuschungs-Prophylaxe, auf eine Las-Vegas-Revue eingestellt, hinten ein Plüschorchester, vorne ein Mann ohne Stimme, ein kurzer Auftritt zum langen Abschied, die letzte Besichtigung eines Monumentes.

Alles handelte von purem Sex

Stattdessen kommt Little Richard unvermittelt auf die Bühne, sitzt ab, rotzt mit der Band ein schnelles Instrumental hin, holt Luft, schreit: «Good Golly Miss Molly», und die Musik durchzuckt einen wie ein Stromschlag. Der Sänger bringt sein eigenes Material funkelnd, die fremden Stücke anektiert er zu seinen eigenen. Fats Dominos «Blueberry Hills», «I Saw Her Standing There» von den Beatles.

Die Band spielt scharf und satt, im treibenden Beat der Stax-Schule. Stupende Stilsicherheit in den Shuffles, dem schnellen Jump Blues, den verschleppten Rhythmen. Er singt ohne Rücksicht auf Verluste. Die Stimme hat Risse bekommen, aber das scheint ihn nicht zu kümmern. Er verausgabt sich bis zum Exzess, steht und tanzt und gestikuliert, sein Gesicht glänzt vor Schweiß.

So verhielt sich Little Richard auf der Bühne, sein Ego war so gross wie der Pazifische Ozean, er war ruhelos, ein Wahnsinniger. Und alles handelte davon, wovon sein grösster Hit handelt, zumindest in der unzensierten Version: purem Sex.

Keiner konnte schreien wie er, keiner trat greller auf, keiner war auf der Bühne so wild, so flamboyant.

«Little Richard war schwarz, schwul und aus dem Süden», schreibt der englische Kritiker Jon Savage – «dreifach benachteiligt gemäss amerikanischem Standard.» Vielleicht erklärt sich aus dieser Konstellation das unerlässliche Bedürfnis des Sängers nach Beachtung, Bewunderung, ekstatischer Verehrung – durch die Fans, durch die anderen Musiker.

Dass er der Erfinder des Rock'n'Rolls sei, wie er auch in Montreux behauptete, kann schon zeitlich nicht stimmen. Als Richard mit «Tutti Frutti» seinen ersten und grössten Hit hatte, hatte Elvis Presley schon mehrere Songs veröffentlicht, war Chuck

Berry mit seiner Gitarre und seinen grossartigen Texten schon unterwegs, spielte Bo Diddley seine im Off-Beat pulsierenden Gitarren-Riffs, hatte Fats Domino so flamboyant, so exaltiert wie er. Er hämmerte auf sein Klavier ein, wiegte sich, rannte, tanzte, versetzte das Publikum in Aufregung und legte mit jedem neuen Stück, jedem Tanzschritt, jedem Hecheln, Jauchzen, Keuchen, Rufen, jeder Anfeuerungssparole, jedem tremolierenden Falsett und jedem Schrei noch einen drauf. «Ich mag alles schnell», sagt er anzüglich, «rauf und runter, rein und raus.» Ein Orgiastiker ohne Vorspiel.

Er musste seine Texte kastrieren oder codieren

Aber keiner konnte schreien wie Little Richard, keiner trat greller auf, keiner war auf der Bühne so wild, so flamboyant, so exaltiert wie er. Er hämmerte auf sein Klavier ein, wiegte sich, rannte, tanzte, versetzte das Publikum in Aufregung und legte mit jedem neuen Stück, jedem Tanzschritt, jedem Hecheln, Jauchzen, Keuchen, Rufen, jeder Anfeuerungssparole, jedem tremolierenden Falsett und jedem Schrei noch einen drauf. «Ich mag alles schnell», sagt er anzüglich, «rauf und runter, rein und raus.» Ein Orgiastiker ohne Vorspiel.

Sein grösster Stolz sei, sagte er einmal, «dass ich im amerikanischen Süden schwarze und weisse Kids zusammenbrachte». Seine Hautfarbe in Kombination mit seiner sexuellen Orientierung hätten gerade so gut zu einem Lynching durch den Klan führen können.

Richard Wayne Penniman wurde am 5. Dezember 1932 in Macon geboren, der Hauptstadt von Georgia, einen für seinen Rassismus berüchtigten Südstaat. Er war das dritte von 12 Kindern, mehrere Verwandte arbeiteten als Prediger, sein Vater als Maurer. Als Kind sang er im Gospelchor seiner Kirche, später trat er in schwarzen Clubs mit einer Gruppe von Transvestiten auf und nahm erste Songs auf, unspektakulären Rhythm 'n' Blues.

Erst als er 1955 in einer Aufnahmepause im J&M-Studio von

New Orleans «Tutti Frutti» vorspielte mit dem unvergesslichen Nonsens-Refrain «A-wop-bop-a-loo-bop-a-wop-bam-boom», hörte der Produzent hinter dem Mischpult einen Hit heraus. Das Problem bestand darin, dass der Song von schwulem, analem Sex handelte, im Original nicht zu überhören: «Tutti frutti, good booty / If it don't fit, don't force it / You can grease it, make it easy» (also etwa: «Tutti Frutti, gute Beute (oder Hintern) / Wenn er nicht passt, drücke nicht / schmiere ihn ein, dann gehts leichter»). Auch «Long Tall Sally», sein nächster Hit, handelte von schwarzen Dragqueens, ihren Künstlernamen, der Länge ihres Gliedes und ihren bevorzugten Sexpraktiken.

Der Sänger musste seine Texte kastrieren oder codieren, und keines der seligen weissen Kinder im Publikum wusste, was «duck back in the alley» wirklich meinte. Der amerikanische Kritiker Greil Marcus sagte mir einmal, die Kids hätten zwar nicht gewusst, was Richard sang, aber sie hätten die Freude und die Lust gespürt, die er dabei verbreitete.

Little Richard war camp, bevor das Wort erfunden war: Er trug das Haar hochtoupiert, hatte die Augen stark geschminkt, zog sich grell an, in allen Farben, war behängt mit Schmuck. Der Camp-Gestus also, die homosexuelle List des Verbergens im Herzen, «eine Lüge», in den Worten Philipp Cores, «die die Wahrheit sagt».

So reichte Richard Hit an Hit. Variation war nicht seine Stärke, seine Songs klangen ähnlich oder gleich. Und doch hat dieser Mann so viele Musiker und Bands beeinflusst, die ihrerseits von Millionen verehrt wurden. Als er zu Beginn der Sechziger in England

auftrat, spielten Gruppen wie die Beatles und die Rolling Stones in seinem Vorprogramm. Paul McCartney ist der beste weisse Interpret von Little Richard.

Mick Jagger erinnert sich daran, wie er dem Vorbild vom Bühnenrand aus zuschaute und dann seine Gesten, Tricks und Routinen kopierte. Bob Dylan nannte als Schüler sein Berufsziel: «In Little Richards Band Klavier spielen». Für Elvis Presley war Little Richard der Grösste von allen.

Jimi Hendrix spielte als junger Gitarrist in Little Richards Band mit, James Browns Schreie waren offensichtlich von Richard beeinflusst, David Bowie bezog sich auf ihn. Und Prince kopierte gleich alles – Überschminke, Falsett, Lustschreie und Frisur.

Plötzlich spielte er Gospellieder

Das erste Mal verloren wir ihn wegen der Russen. 1957, bei einem Open-Air-Konzert im australischen Sydney vor 40'000 Fans, sah der Sänger von der Bühne aus den ersten russischen Sputnik, der als Feuerball über den Himmel zog. Er hielt das Feuer für eine Warnung Gottes und beschloss, Prediger zu werden und nur noch Gospellieder vorzutragen.

Nach drei Jahren wurde es ihm langweilig, er kehrte auf die Bühne zurück, Hits hatte er seit dem Ende der 50er-Jahre keine mehr, aber er spielte noch lange im Konzert. Die Spannung zwischen seiner Sexualität, seinem Glauben und der sündigen Musik quälte ihn ein Leben lang.

Im Alter wurde er dazu kokain- und alkoholkranke, und er blieb es während Jahre: dann kam der Krebs. Seinen Humor verlor er nie. «If Elvis was the king of Rock 'n' Roll», sagte er einmal, «then I was the queen.» God save the Queen.

TV-Kritik «Tatort»

Gebrochene Flügel, blutige Gesichter

«Jetzt guck nach oben, weil ich flieg' da», rappt Sero am Anfang von «Borowski und der Fluch der weissen Mäwe» – zusammen mit Almila Bagriacik, die seit zwei Jahren als Mila Sahin in Kiel an der Seite von Axel Milbergs bärbeissem Borowski ermittelt. Sero und Bagriacik waren in den Nullerjahren in Berlin auf die gleiche Oberschule gegangen, hätten sich aber nicht träumen lassen, dass sie dereinst in einem «Tatort» als Schauspieler zusammenarbeiten würden.

In der neuen Folge gings auch um jugendliche Träume – und Abstürze. Während eines Workshops an der Kieler Polizeischule, den Sahin leitet und Borowski supervisioniert, rastet eine der Schülerinnen aus und ersticht in einem Gewaltexzess vor aller Augen ihren Kumpel, der mit ihr eine Verhörsituation nachstellt. Wieso?

Darauf hat die Täterin Nasrin Erkmen keine Antwort. Die ehrgeizige Polizeischülerin mit Biss und Boxhobby gleitet während der Befragung immer wieder in eine andere Welt ab, hört Stimmen, zittert: Grossartig, wie Soma Pysall, die traumatisierte junge Frau gibt! Und stark, wie Regisseur Hüseyin Tabak ihre Flashbacks mit gruselig übereinander gelegten Tonspuren orchestriert. Mila Sahin sieht in der aggressiven Jungpolizistin ein Stück weit sich selbst und ihren Emanzipationsdrang und trommelt ihre eigene hilflose Wut auf den Boxsack. Borowski wiederum hat mit Selbstvorwürfen zu kämpfen; und mit seinen persönlichen patriarchalen Impulsen. Die Ermittler wühlen in der Kindheit der Täterin: Damals bedeutete der Kiosk des alleinerziehenden Vaters von Nasrins Freundin Jule für die Kids Heimat. Doch die Kommissare graben ein #MeToo-Trauma aus.

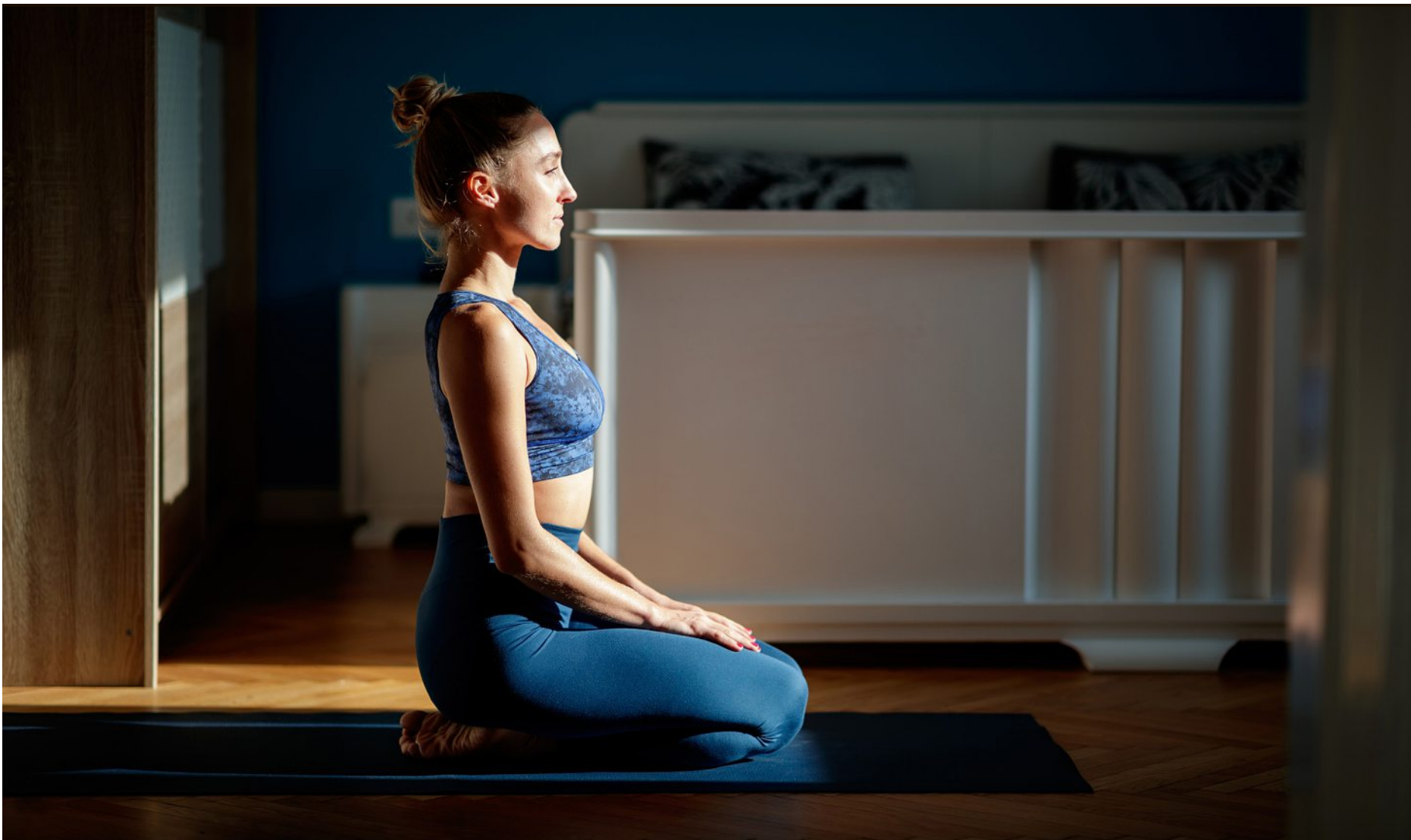
Fokus auf Personal und Körpersprache

Die künstlerisch hochbegabte Jule mit dem selbst genähten Möwenflügel-Top ist allerdings gerade zugerührt und besoffen vom Dach gesprungen. Vor den Augen Nasrins und zweier weiterer Polizeischüler. Mit zimperlischen Methoden versuchen die Ermittler, diese verdrängten Zusammenhänge aus Nasrin herauszuschöcken.

Man stutzt: Es erscheint unglaubwürdig, dass eine psychotische Person ohne Beistand derart traktiert wird. Aber Eva Zahn, die das Drehbuch mit ihrem Partner Volker Zahn schrieb, erzählt: «Bei unseren Recherchen hat uns überrascht, dass es nach der Tat keinerlei psychologische Betreuung selbst für schwer erkrankte Täter wie Nasrin gibt.» Erst im Rahmen des Prozesses komme es zu einer Begutachtung.

Regisseur Tabak erzählt diese Geschichten schwieriger und unmöglicher Aufstiege mit kraftvollem Fokus auf Personal und ihre Körpersprache. Geradezu grotesk riesenhaft gezeichnet wurden diese Dramen aus dem Deutschland der kleinen Leute, der diskriminierten Frauen, wo auch softe Männer schlechte Karten haben. In der Corona-geplagten Gegenwart wirkt der im letzten Sommer abgedrehte «Tatort» mit den vielen intensiven Körperkontakten ausserdem sehr fern. Fast wie ein wunderbar besetztes, böses, altes Märchen.

Alexandra Kedves



Gegenwärtige Empfindungen bewusst wahrnehmen, ohne sie zu bewerten: Das Konzept der Achtsamkeit stammt aus dem Buddhismus. Foto: Getty Images

Die Kraft der Gelassenheit

Anti-Stress-Technik In Gedanken planen wir oft schon die Zukunft oder sinnen Verganem nach. Ganz im Moment leben will gelernt sein.

Andrea Söldi

Aufbrausend sei sie oft gewesen, sagt Karin Hug*. In stressigen Situationen habe sie andere mit ihrer zackigen Art überfordert oder verletzt. «Ich habe gemerkt, dass ich zuweilen arrogant wirkte. Auch in der Partnerschaft wurden diese Eigenschaften zum Problem.» Zudem sei sie häufig unzufrieden gewesen. «In Gedanken war ich meist schon beim nächsten Schritt.»

Mit dem Wunsch, aus diesem Hamsterrad auszubrechen, meldete sich die 50-Jährige aus der Region Bern für einen Kurs am Zentrum für Achtsamkeit in Bern an. Während zweier Monate nahm sie wöchentlich an einer Schulung in Mindfulness-Based Stress Reduction (MBSR) teil, führte Tagebuch über ihren Stresslevel und meditierte zu Hause unter Anleitung täglich 45 Minuten. Im Sitzen atmete sie bewusst und spürte ihren Körperempfindungen nach. «Eine intensive Zeit. Doch ich wollte Resultate sehen», sagt die kaufmännische Angestellte. Weil sie gerade ihre Stelle gekündigt hatte, nutzte sie die Zeit bis zur neuen Anstellung, um sich mit ihren Lebensmustern auseinanderzusetzen.

Der Blutdruck sinkt

Zu Beginn fiel es schwer, zur Ruhe zu kommen. «Ich bin eigentlich gar nicht der spirituelle Typ», gesteht Hug. Sie habe immer viel Sport getrieben und dabei oft einen Leistungsdruck verspürt. Mit dem regelmässigen Üben gelang das Meditieren aber immer besser. «Ich freue mich richtiggehend auf diese Zeit, in der ich ganz bei mir bin.»

Die Idee der Achtsamkeit ist eigentlich sehr einfach – aber trotzdem herausfordernd: Kurz zusammengefasst, geht es darum, sich im Moment zu befinden und die eigenen Empfindungen bewusst wahrzunehmen, ohne sie zu bewerten. Das Konzept stammt aus dem Buddhismus. In westlichen Kulturen ist es in den letzten Jahren immer populärer geworden, wird aber meist losgelöst von religiösen Vorlagen praktiziert. Gerade in der zeitzeit aussergewöhnlichen Situation suchen viele Zuflucht in der achtsamen Lebensweise. Sie wollen lernen, besser mit Ängsten umzugehen und Freude in den kleinen, alltäglichen Handlungen zu entdecken – etwa eine Tasse Tee geniessen.

Um, mit der Aufmerksamkeit ganz im Hier und Jetzt zu bleiben und die gegenwärtigen Empfindungen bewusst wahrzunehmen, ohne sie zu bewerten. Das Konzept stammt aus dem Buddhismus. In westlichen Kulturen ist es in den letzten Jahren immer populärer geworden, wird aber meist losgelöst von religiösen Vorlagen praktiziert.

Gerade in der zeitzeit aussergewöhnlichen Situation suchen viele Zuflucht in der achtsamen Lebensweise. Sie wollen lernen, besser mit Ängsten umzugehen und Freude in den kleinen, alltäglichen Handlungen zu entdecken – etwa eine Tasse Tee geniessen.

Zuhören statt widersprechen

Mittlerweile gibt es zahlreiche wissenschaftliche Studien, die auf gesundheitliche Vorteile hinweisen. Der Spiegel des Stresshormons Cortisol etwa soll sinken und somit auch der Blutdruck. Das Immunsystem wird gestärkt, Konzentrationsfähigkeit und Gedächtnis verbessern sich, derweil das Risiko für Depressionen und Ängste abnimmt. Eine Doktorarbeit an der Universität Zürich

So üben Sie sich in Achtsamkeit

Wer grundlegende Veränderungen anstrebt, sollte sich in einem Kurs von einer Trainerin oder einem Trainer anleiten lassen und mindestens zwei Monate täglich üben. Am besten erforscht ist der MBSR-Ansatz (Mindfulness-Based Stress Reduction). Erste Erfahrungen mit einem Achtsamkeitstraining kann man aber auch mit einfachen, in den Alltag integrierten Übungen machen:

Beim Treppensteigen: Während man eine Treppe hochgeht, versuchen an nichts anderes zu denken. Nur wahrnehmen, welche

Empfindungen spürbar sind. Etwa, wie der Fuss auf dem Tritt aufsetzt, sich der Oberschenkelmuskul anspannt, während sich das Knie langsam durchstreckt. **Beim Essen:** Eine Weinbeere, einen Apfel oder eine Mahlzeit geniessen und sich allein auf diesen Vorgang konzentrieren. Das Nahrungsmittel zuerst betrachten, daran riechen und dann die Beschaffenheit mit der Zunge wahrnehmen. Langsam kauen und dabei auf die Geräusche und das Geschmacksbouquet achten. Wahrnehmen, wie der Bissen die Speiseröhre hinunterrutscht

Unter dem Vermeiden von Bewertungen sei aber keinesfalls eine unkritische Haltung zu verstehen, stellt Nakamura klar. «Es ist absolut wichtig, ethisch verwerfliche Praktiken abzulehnen und sich dagegen zu engagieren.» **Achtsamkeitstrainings** finden auch zunehmend Beachtung in Unternehmen. «Die Digitalisierung hat die Arbeitswelt beschleunigt. Gerade deshalb ist es wichtig, dass wir innerlich wieder zur Ruhe kommen», sagt Alexander W. Hunziker, Dozent für Achtsamkeit an der Berner Fachhochschule und Trainer für Führungskräfte. Noch immer werde Achtsamkeit häufig mit Räucherstäbchen und Wollsocken in Verbindung gebracht. Dabei sei die Lebenshaltung gerade für die Zusammenarbeit in Unternehmen ein Vorteil: Wenn Leitungspersonen mehr Gelassenheit ausstrahlen und ihren Mitarbeitenden Wertschätzung entgegenbringen, wirke sich dies auch positiv aus auf Leistungsfähigkeit, Kreativität und Diskussionskultur.

Deshalb will er diese Haltung auch seinen Studierenden mitgeben. In zwei Business-Studiengängen halten sie täglich zehn Minuten inne und führen ein Journal über ihren Gemütszustand. «Einige sind anfangs skeptisch und machen nur mit, weil es halt zugehört», ist sich Hunziker bewusst. Fast alle seien aber am Schluss überzeugt, etwas Entscheidendes gelernt zu haben.

Für Erfinder Hans Fischer eine Geschichte mit Happy End. «Jetzt kam ich nur hoffen», sagt der mittlerweile 72-jährige lachend, «dass ich selbst noch möglichst lange keinen «Roll-Walker» brauche.» (sae)

Unter dem Vermeiden von Bewertungen sei aber keinesfalls eine unkritische Haltung zu verstehen, stellt Nakamura klar. «Es ist absolut wichtig, ethisch verwerfliche Praktiken abzulehnen und sich dagegen zu engagieren.» **Achtsamkeitstrainings** finden auch zunehmend Beachtung in Unternehmen. «Die Digitalisierung hat die Arbeitswelt beschleunigt. Gerade deshalb ist es wichtig, dass wir innerlich wieder zur Ruhe kommen», sagt Alexander W. Hunziker, Dozent für Achtsamkeit an der Berner Fachhochschule und Trainer für Führungskräfte. Noch immer werde Achtsamkeit häufig mit Räucherstäbchen und Wollsocken in Verbindung gebracht. Dabei sei die Lebenshaltung gerade für die Zusammenarbeit in Unternehmen ein Vorteil: Wenn Leitungspersonen mehr Gelassenheit ausstrahlen und ihren Mitarbeitenden Wertschätzung entgegenbringen, wirke sich dies auch positiv aus auf Leistungsfähigkeit, Kreativität und Diskussionskultur.

Mit zehn Minuten beginnen

Mit Meditieren entwickle der Geist mehr Ruhe und Zufriedenheit, und die Gelassenheit nehme auch im Alltag zu, verspricht die Achtsamkeitslehrerin. «Man schenkt auch banalen Dingen mehr Aufmerksamkeit. Wenn man etwas tut, ist man ganz bei der Sache – egal ob am Computer oder beim Toilettputzen.» Sie selber meditiert täglich etwa eineinhalb Stunden. Wenn man mit zehn Minuten beginne, sei das aber bereits ein guter Anfang, ermutigt Nakamura Menschen mit wenig Zeit.

Meditieren sei im Liegen, Sitzen, beim Yoga oder im Gehen möglich. Zudem könne man Übungen in den Alltag integrieren – zum Beispiel, achtsam eine Treppe hochsteigen. Auch achtsam Joggen sei möglich, wenn man in Gedanken voll beim Atem,

dem Kontakt mit dem Boden und dem Herzschlag sei – statt über Probleme zu grübeln. Dennoch erreiche man dabei wohl nicht die gleiche Ruhe wie im Sitzen oder Liegen: «Je ruhiger der Körper, desto ruhiger der Geist.»

Achtsamkeitstrainings finden auch zunehmend Beachtung in Unternehmen. «Die Digitalisierung hat die Arbeitswelt beschleunigt. Gerade deshalb ist es wichtig, dass wir innerlich wieder zur Ruhe kommen», sagt Alexander W. Hunziker, Dozent für Achtsamkeit an der Berner Fachhochschule und Trainer für Führungskräfte. Noch immer werde Achtsamkeit häufig mit Räucherstäbchen und Wollsocken in Verbindung gebracht. Dabei sei die Lebenshaltung gerade für die Zusammenarbeit in Unternehmen ein Vorteil: Wenn Leitungspersonen mehr Gelassenheit ausstrahlen und ihren Mitarbeitenden Wertschätzung entgegenbringen, wirke sich dies auch positiv aus auf Leistungsfähigkeit, Kreativität und Diskussionskultur.

Deshalb will er diese Haltung auch seinen Studierenden mitgeben. In zwei Business-Studiengängen halten sie täglich zehn Minuten inne und führen ein Journal über ihren Gemütszustand. «Einige sind anfangs skeptisch und machen nur mit, weil es halt zugehört», ist sich Hunziker bewusst. Fast alle seien aber am Schluss überzeugt, etwas Entscheidendes gelernt zu haben.

Für Erfinder Hans Fischer eine Geschichte mit Happy End. «Jetzt kam ich nur hoffen», sagt der mittlerweile 72-jährige lachend, «dass ich selbst noch möglichst lange keinen «Roll-Walker» brauche.» (sae)

*Name geändert

Gesundheit

Neuartige Gehhilfe für Behinderte und Sturzgefährdete

Mobilität Der «Roll-Walker» soll vor Stürzen schützen, welche im Alter ein grosses Problem sind.

Rollstuhl und Rollator kennt jeder. Jetzt gibts auch ein Zwischending: Der «Roll-Walker» soll die Lebensqualität gehbehinderter Menschen erhöhen und das Sturzrisiko senken.

Die Geschichte der neuartigen Gehhilfe beginnt vor fast zehn Jahren. Damals musste Hans Fischer aus Henggart ZH miterleben, wie sein Schwiegervater am Rollator stürzte. Im Pflegeheim setzte man den 90-jährigen danach einfach in einen Rollstuhl. Kein Wunder, kam der alte Mann nie mehr richtig auf die Beine.

Für Hans Fischer, den studierten Ingenieur und Naturwissenschaftler, war das der Anstoss, etwas Neues zu ersinnen. Etwas, das die Nachteile der beiden bekannten Vehikel aufhebt. Nach mehreren Jahren des Tüftelns ist jetzt der «Roll-Walker» entstanden. «Sein grösster Vorteil sind die vier einstellbaren Räder – alle lassen sich um 360 Grad drehen, und alle kann man bremsen», erklärt Fischer. Der inzwischen pensionierte Erfinder ist überzeugt, dass sich mit dem «Roll-Walker» das Sturzrisiko deutlich reduzieren lässt.

Tatsächlich sind Stürze im Alter ein grosses Problem. Laut der Beratungsstelle für Unfallverhütung kommt es bei den über 65-Jährigen pro Jahr im Schnitt zu rund 87'500 Stürzen, die medizinisch behandelt werden müssen; mehr als 1500 enden sogar tödlich. Volkswirtschaftlicher Schaden: insgesamt über 14 Milliarden Franken.



Erfinder Hans Fischer mit dem «Roll-Walker». Foto: PD

Ausser für Senioren eignet sich der «Roll-Walker» auch für kranke, motorisch eingeschränkte Menschen – wie etwa bei Parkinson, multipler Sklerose oder nach Schlaganfällen. Denn das Gefährt ermöglicht ein weitgehend gefahrloses Gehtraining, zum Beispiel im Spital oder in der Reha. Kürzlich hat die neuartige Gehhilfe von Swissmedic die Starterlaubnis erhalten, der «Roll-Walker» gilt nun als zugelassenes Medizinprodukt. Der Richtpreis beträgt stolze 5000 Franken, doch mit entsprechender Verordnung übernimmt die Krankenkasse einen Kostenbeitrag.

Für Erfinder Hans Fischer eine Geschichte mit Happy End. «Jetzt kam ich nur hoffen», sagt der mittlerweile 72-jährige lachend, «dass ich selbst noch möglichst lange keinen «Roll-Walker» brauche.» (sae)

Weitere Infos: www.roll-walker.ch